



tsO

texte zur systemischen
organisationsforschung

Discussion Paper No.07

**Kommunikationsarchitekturen in der
transdisziplinären Forschung. Zur
Besonderheit einer transdisziplinären
Methodologie**

*In: Reitinger, E. (Hrsg.) (2008): Transdisziplinäre Praxis.
Forschen im Sozial und
Gesundheitswesen. Heidelberg: Verlag für Systemische
Forschung im Carl-Auer-Systeme Verlag
(S.167-177)*

Georg Zepke (2008)



ISO
institut für systemische
organisationsforschung

Kommunikationsarchitekturen in der transdisziplinären Forschung. Zur Besonderheit einer transdisziplinären Methodologie

Georg Zepke, 2008

1. EINLEITUNG

Was die Besonderheit transdisziplinären Forschens ganz konkret ist und was letztlich den faktischen Unterschied zu herkömmlichen Forschungsstrategien darstellt, lässt sich jenseits globaler Definitionen praktisch schwer fassen. Definitorisch besteht die Abgrenzung einerseits in der fachübergreifenden Befassung mit einer Themenstellung (durchaus synonym mit dem gebräuchlichen Terminus „Interdisziplinarität“), andererseits - und das ist die Besonderheit - in der konsequenten Orientierung an aus der Praxis kommenden, gesellschaftlich relevanten Fragestellungen. ForscherInnen und PraktikerInnen treten dabei gleichberechtigt und auf „gleicher Augenhöhe“ miteinander in Dialog. Transdisziplinäre Forschung versteht sich als Koproduktion aus Forschung und Praxis, wobei deren unterschiedliche Interessenslagen und Logiken als produktive Differenz genutzt wird. Damit besteht eine Nähe zu den partizipativen Paradigmen der Aktionsforschung (Lewin, 1948, Moser, 1975), allerdings ohne die Unterschiede zwischen Forschung und Praxis, wie bei einer naiven Anwendung des Ansatzes zu verwischen (Zur Kritik: Bortz & Döring, 1995, Wimmer 1991).

„Transdisziplinarität handelt vom Überschreiten von Grenzen in der Wissensproduktion. Disziplinäre Grenzen werden überschritten, wie auch Grenzen zwischen wissenschaftlichem Wissen und Praxiswissen.“ (Küffer, 2001). Auf Basis dieses Selbstverständnisses bleibt allerdings die Frage, ob es ein spezifisches, transdisziplinäres methodisches Vorgehen gibt, offen. So meint Mittelstraß (2005), dass eine transdisziplinäre Methodologie im engeren Sinn nicht möglich ist, sondern das spezifisch Methodische in der argumentierbaren – d.h. methodisch rekonstruierbaren – Auflösung enger disziplinärer und fachlicher Grenzen besteht.

* Erschienen in: Reitinger, E. (Hrsg.) (2008): Transdisziplinäre Praxis. Forschen im Sozial und Gesundheitswesen. Heidelberg: Verlag für Systemische Forschung im Carl-Auer-Systeme Verlag (S.167-177)

Im folgenden soll die These herausgearbeitet werden, dass die Besonderheit der transdisziplinären Forschung, die enge Verknüpfung von Anliegen der Forschung und der Praxis, sich nicht nur in einem anderen forscherschen Selbstverständnis, sondern vor allem in einem anderen methodischen, gegenüber traditioneller Forschung weitaus dialog- und reflexionsorientierteren Vorgehen niederschlägt.

Des Weiteren erfolgt im transdisziplinären Forschungsprozess ein methodisches, systematisches und theoriegeleitetes Vorgehen nicht allein in den „Kernbereichen“ traditioneller Forschungstätigkeit, der Erhebung und Auswertung, sondern insbesondere auch im bei traditioneller Forschung oft konzeptlosen und intuitiv gestalteten Kontakt zum Forschungsfeld im Zuge der Durchführung des Forschungsprozesses – von der Identifikation der Forschungsfrage bis zur Rückkoppelung der Ergebnisse.

Dabei ist es klar, dass das, was hier „traditionelle Forschung“ genannt wird, in der Praxis keineswegs einheitlich, sondern variantenreich und heterogen in der konkreten Durchführung ist. Die Grenze zwischen „Traditionell“ und „Transdisziplinär“ verläuft nicht eindeutig, sondern hat viele Graubereiche. Um dennoch den Unterschied zwischen den Forschungszugängen deutlich zu machen, wird hier immer wieder zur Veranschaulichung auf diese komplexitätsreduzierende Gegenüberstellung zurückgegriffen.

Zentrales Gütekriterium für transdisziplinäre Forschung ist es, Diskurs- und Kommunikationsarchitekturen für verschiedene Zwecke und Zielgruppen professionell einzurichten und zu gestalten. Somit versucht transdisziplinäre Forschung einige in der traditionellen Forschung wenig berücksichtigte Aspekte bewusster zu gestalten, bewegt sich damit aber in spezifische Spannungsfelder hinein, die in der traditionellen Forschung systematisch ausgeblendet sind.

Insbesondere gilt es, für folgende Kommunikationssituationen geeignete Strukturen zu entwickeln:

- Settings für Kommunikation zwischen Forschung und Praxis
- Settings zur Datengewinnung und lokale Theoriegenerierung der PraktikerInnen

- Settings für Diskurse zwischen ForscherInnen mit unterschiedlichen disziplinären Hintergründen

2. KOMMUNIKATIONSSETTINGS IN DER TRANS-DISZIPLINÄREN FORSCHUNG

2.1 Settings für die Kommunikation zwischen Forschung und Praxis

Die enge Verknüpfung von Forschung und Praxisanforderungen stellt das konstituierende Identitätsmerkmal transdisziplinärer Forschung dar. Gleichzeitig hat transdisziplinäre Forschung natürlich kein Monopol auf Praxisnähe und auch traditionelle Forschungsvorhaben haben ihre Relation zur Praxis zu gestalten. So braucht es auch dort PraktikerInnen als Untersuchungsstichprobe oder als Versuchspersonen etc., um zu tauglichem Datenmaterial für die Forschung zu gelangen. Und wohl kaum ein Forschungsprojekt, egal wie sehr es in traditionellen, eng disziplinärem Rahmen stattfindet, würde nicht für sich proklamieren, praxisrelevantes Wissen zu entwickeln. Das führt dann auch zu der Schwierigkeit transdisziplinärer Forschung, sich von herkömmlicher Forschung klar abzugrenzen und wohl auch zu einem typischen Identitätsproblem der transdisziplinären Forschung. Gleichzeitig stellt aber gerade das praktische Tun und die eingesetzte Methodik bei der Gestaltung des Theorie- und Praxiskontakts die besondere Qualität von transdisziplinärer Forschung dar.

Im Selbstverständnis der traditionellen Sozialwissenschaften ist der Kontakt mit dem Forschungsgegenstand eine Quelle potentieller Störungen der aufwändig operationalisierten Forschungsfragestellung:

- die PraktikerInnen füllen lange Fragebögen schlampig oder gar nicht aus,
- sie entwickeln Phantasien, was die ForscherInnen eigentlich wissen wollen und antworten sozial erwünscht - oder gar trotzig bewusst unerwünscht -,
- sie haben ein Vorwissen oder gar mikropolitische Interessen bezüglich des Themas,

- sie entwickeln ein Mitteilungsbedürfnis bezüglich völlig anderer Aspekte der Themenstellung, als seitens der Forschung als relevant definiert wurde,
- etc.

Diesen Störvariablen wird durch vielfältige methodische Maßnahmen begegnet, wie:

- möglichst experimentelle Designs mit parallelisierten Kontrollgruppen,
- Randomisierungen,
- standardisierte, präzise, möglichst per Tonband oder computergestützt vorgegebenen Anweisungen,
- Täuschung der Versuchspersonen über das wahre Ziel der Untersuchung,
- „Lügenitems“,
- etc.

Rückmeldungen, Einschätzungen und Hinweise von PraxispartnerInnen jenseits der eng definierten Fragestellung werden zwar möglicherweise zur Kenntnis genommen, fließen aber in der Regel nicht in den weiteren Forschungsprozess ein. Vorschläge zum Forschungsvorgehen oder kritisches Hinterfragen der Fragestellung der Forschung werden von traditioneller Forschung als unzumutbare Einmischung von inkompetenten Laien gesehen. Das was Menschen ausmacht, nämlich in Dialog zu treten, kritisch zu sein und nachzudenken, wird gezielt ausgeblendet, um Forschungsmaterial zu gewinnen, das an naturwissenschaftlichen Paradigmen orientiert ist.

Eine Ursache dafür liegt wohl darin, dass es der wissenschaftlichen Karriere-logik immanent ist, sich primär an den Diskurs und den Forschungsanliegen der jeweiligen disziplinären scientific community zu orientieren. Diese sind natürlich keinesfalls identisch mit den im Praxisfeld kursierenden Problemstellungen und hinken diesen meist uneinholbar um mehrere Jahre nach. Die Ausdifferenzierung in den Disziplinen und die Elaborierung von spezialisierten Konzeptsträngen

führt zu einem Druck, sich mit fachspezifischen Detailfragen und Subthemen zu befassen, die man besetzen muss, um Publikationen wirkungsvoll platzieren zu können. Diese Kriterien, die die Entscheidung für einen Forschungsschwerpunkt und für die eingesetzten Methoden hochgradig beeinflussen, entstehen alle aus der Logik der scientific community, nicht aus der der Praxisanforderungen. Das führt auch dazu, dass transdisziplinäre Forschung nicht unbedingt förderlich für die wissenschaftliche Karriere ist.

Möglicherweise liegt eine Ursache aber auch in der von Devereux (1984) beschriebenen Angst der ForscherInnen vor dem Untersuchungsgegenstand: die Auseinandersetzung mit der Praxis konfrontiert ForscherInnen mit eigenen, möglicherweise unbewussten oder abgewehrten Aspekten bezüglich der Thematik. „Denn das größte Hindernis auf dem Weg zu einer wissenschaftlichen Erforschung des Verhaltens ist die ungenügende Berücksichtigung der emotionalen Verstrickung des Untersuchenden mit seinem Material“ (Devereux, 1984, S. 28).

Der persönliche Kontakt mit der Versuchsperson bedeutet Berührung, und die verlangt Kommunikation und Akzeptanz für die gleichwertige Stellung des Gegenübers. Während bei der klassischen Erhebung noch durch die Methodik eine Angst reduzierende und Unsicherheit absorbierende Barriere zwischen Forschung und Untersuchungsgegenstand errichtet wird, stellen andere, außerhalb des eigenen Untersuchungssettings stattfindende, nicht methodisch „gebändigte“ Kontakte potentielle Verunsicherungen in der Forschungsidentität dar. Durch diese wird die Nicht-Objekthaftigkeit der Personen im Feld und damit die fragliche Objektivität der Daten unübersehbar, worauf mit unbewussten Abwehr- und Vermeidungsstrategien reagiert wird.

Transdisziplinäre Methodik zeichnet sich hier dadurch aus, den Stier bei den Hörnern zu packen und den schwierigen Kontakt zur Praxis als Quelle der Erkenntnis und nicht als Störung zu sehen. Es wird nicht versucht, den Kontakt mit der Praxis in einer an naturwissenschaftlichen Paradigmen orientierten Weise störungsfrei zu halten¹, sondern gezielt

¹ was obendrein, solange das Untersuchungsfeld Menschen sind, die sich nun mal durch Reflexivität, Fähigkeit zum kritischen Hinterfragen von Anforderung und generell unprognostizierbaren Verhalten auszeichnen, ohnedies ein ungewinnbarer Kampf gegen Windmühlen ist.

Kommunikations- und Reflexionssettings zur Thematisierung von Störungen einzurichten. Wobei die „Störungen“ hier durchwegs als wesentliche Quelle der Erkenntnis gesehen werden. Durch die dialoghafte, partizipative Anlage von transdisziplinärer Forschung wird die Forschung selbst Teil des Reflexionsprozesses. Die sicherheitsspendende Aufteilung zwischen forschendem Subjekt und beforschtem Objekt wird aufgeweicht und über breite Strecken völlig aufgelöst.

Für diesen Umgang mit Selbstthematisierung und Unsicherheit braucht es Prozesskompetenz. Dafür hat traditionelle Forschung allerdings keine Konzepte oder gar Methoden zu bieten. Da die Kommunikation zwischen Theorie und Praxis nicht im Zentrum der wissenschaftlichen Logik steht, gibt es hier auch oft keine Begrifflichkeit dafür. Dieser Aspekt wird als eher triviale, rein operationale Frage des Projektmanagements in der Bedeutung systematisch unterschätzt. Wenn das Kommunikationsmanagement in traditionellen Forschungsprojekten gut funktioniert, dann nicht auf Grund der strengen Anwendung sozialwissenschaftlicher Qualitätskriterien, sondern auf Grund des intuitiv, aber letztlich konzeptlosen Agierens traditioneller ForscherInnen, die eher zufällig mit einem guten Sensorium für soziale Situationen ausgestattet sind.

Hier braucht transdisziplinäre Forschung eine elaborierte Methodik außerhalb der empirischen Sozialforschung. Besonders ertragreich und inspirierend erscheinen uns dabei praxeologische Konzepte und Methoden der Organisationsentwicklung (vgl. etwa Trebesch, 2000, Doppler & Lauterburg, 2000), Überlegungen aus der Interventionsforschung (Heintel, 2006, Krainer 2006) sowie systemtheoretische Ansätzen (Luhmann, 2000, Willke, 1996).

Insbesondere für folgende Situationen ist die Gestaltung der Kommunikation zwischen Forschung und Praxis methodisch bedeutsam:

2.1.1 Identifikation des Forschungsbedarfs

Die Konkretisierung des Forschungsthemas wird gemeinsam von ForscherInnen und PraktikerInnen in einem ergebnisoffenen Prozess ausgehandelt und kontraktiert. Weder ein harscher Gestus, der die Unterordnung der PraxispartnerInnen unter den hehren wissenschaftlichen Forschungsinteressen einfordert, noch umgekehrt ein

bittstellerhaftes, unterwürfiges Werben um Praxisbeteiligung beim Forschungsprojekt sind hier passend. Um hier zu tragfähigen Forschungsfragen zu kommen, ist ein Eintauchen in die Logik und die sehr spezifischen Anliegen des Praxisfeldes nötig. Das bedeutet, sich gezielt in das Feld hineinzubewegen und mit PraktikerInnen unsystematische, explorierende Gespräche zu führen – ein temporäres „Going Native“. Anschließend bedarf es eines Contractingprozesses mit dem passenden Gegenüber. Oft sind das EntscheidungsträgerInnen im Praxisfeld. Nur Projekte in denen die Bilanz für alle Beteiligten positiv ausfällt, haben eine Chance auf Realisierung.

2.1.2 Laufende Planung und Steuerung des Forschungsprozesses

Wenn transdisziplinäre Forschung als Koproduktion von Forschung und Praxisfeld verstanden wird, bedarf es eines sozialen Ortes der gemeinsamen Planung und Steuerung. Dafür gilt es ein eigenes, „überlappendes“ System, das sowohl aus RepräsentantInnen des Praxisfeldes, als auch aus RepräsentantInnen des Forschungssystems besteht, einzurichten. Hier besteht eine Nähe zum organisationsberaterischen Konzept des Beratungssystems (Exner & Köngswieser, 1998). Dabei wird durch die Einrichtung eines überlappenden Systems versucht, die in der Systemtheorie aufgezeigte Schwierigkeit zweier operativ geschlossener Systeme, sich wechselseitig gezielt zu beeinflussen, einer praktischen Lösung zuzuführen. Die beteiligten ForscherInnen und PraxispartnerInnen müssen hier für einander ein „qualifiziertes Gegenüber“ mit komplementärer Expertise darstellen.

Gerade in dieser kontinuierlichen gemeinsamen Steuerungsstruktur kommen immer wieder Spannungsfelder zwischen Forschungsansprüchen (z.B. an Repräsentativität zur Gewinnung generalisierbarer Aussagen) und Praxisbedarf (z.B.: Notwendigkeit, die zeitliche Beanspruchung durch das Forschungsprojekt zu limitieren) zum Vorschein, und es ist herausfordernd, diese kommunikativ konstruktiv zu bearbeiten. Weiteres ist es meist nicht leicht, aus den unterschiedlichen Sprachspielen und Diskursformen von Forschung und Praxis eine gemeinsam getragene Begrifflichkeit herauszuarbeiten. Das alles benötigt ausreichend Zeit!

2.1.3 Rückkoppelung

Einer der entscheidenden Unterschiede zwischen traditioneller und transdisziplinärer Forschung besteht in der hohen Bedeutung, die die Rückkoppelung der Ergebnisse in das Praxisfeld erhält. Die Rückkoppelung ist nicht nur wissenschaftsethisch als partizipativer Schritt bedeutsam, sondern sie kann als methodisch bedeutsamer Schritt mit Validierungs- aber auch mit ergänzendem Erhebungscharakter gesehen werden. Im Zuge der Rückkoppelung haben die verschiedenen Stakeholder die Gelegenheit, die Ergebnisse zu kommentieren, zu ergänzen, auszudifferenzieren, auf Plausibilität zu prüfen oder auch Widerspruch zu äußern. Die Rückkoppelung wird als Schritt der „kommunikativen Validierung“ (Flick, 2000, S. 245) gesehen.

Dabei ist zu beachten, dass gerade wenn es gelungen ist, im Zuge der Aushandlung der Fragestellungen ein sehr praxisrelevantes Thema zu identifizieren, transdisziplinäre Forschung spätestens bei der Rückkoppelung mit mikropolitisch unterschiedlichen Interessen konfrontiert wird. Gerade dieser Schritt hat einen hohen Interventionscharakter, der Know-how über die Funktionsweise des Praxissystems erforderlich macht.

2.2 Settings für Datenerhebung und die lokale Theoriegenerierung von PraktikerInnen.

Natürlich besteht auch in der transdisziplinären Forschung eine Kerntätigkeit in der Datenerhebung im Feld. Dabei geht es vor allem um die Einrichtung von Settings zur lokalen Theoriegenerierung. So sieht Küfter (2001) als wesentliches Merkmal transdisziplinärer Forschung den „Einbezug von Akteuren und von lokalem Wissen. Die Vision von Partizipation in transdisziplinären Projekten verweist auf einen wechselseitigen Wissens- und Wertetausch und auf gegenseitiges Lernen. Unter lokalem Wissen sind Formen von Wissen zu verstehen, die sich durch den direkten Bezug zum Forschungsobjekt ergeben. Lokales, kontextbezogenes Wissen kann sich durch langjährige, intensive Auseinandersetzung mit einem Forschungsobjekt, wie dies von Wissenschaftlern kaum je geleistet werden kann, auszeichnen. Lokales Wissen ist oft qualitativ und nicht quantifizierbar. Lokales Wissen ist oft nur implizit vorhanden und kann nur bedingt explizit in Form eines Texts formuliert werden.“

Um hier lokales Wissen zu explizieren, ist der Einsatz klassischer sozialwissenschaftlicher Erhebungsmethoden oft das Vorgehen der Wahl. Hier werden im Rahmen von Kommunikationsgelegenheiten, wie Fokusgruppen, Interviews, Erhebungswshops etc., Räume eingerichtet, in denen die ForscherInnen als „Gastgeber“ fungieren und PraktikerInnen ihre Erfahrungen äußern und vergemeinschaften sowie weiterführende und differenziertere Überlegungen daraus ableiten. Es geht dabei also nicht nur um die Informationsgewinnung für die Forschung, sondern auch darum, die interaktive Informationsgenerierung im Praxisfeld anzuregen.

Dabei gilt es, die Erhebungen methodisch „richtig“ - im Sinne von wissenschaftlich korrekt und sauber - durchzuführen. Gleichzeitig muss das Setting aber auch methodisch professionell gestaltet sein im Sinne der hilfreichen Unterstützung und Moderation des Kommunikations- und Reflexionsprozesses und der Wahl des geeigneten sozialen Designs. Dafür sind allerdings kommunikative Fertigkeiten als Schlüsselkompetenzen vonnöten, wie etwa Moderation, Gesprächsführung, Workshopdesigngestaltung, Konfliktmanagement etc., die per se nicht als wissenschaftliche Basisqualifikation vorauszusetzen sind.

Besonders herausfordernd dabei ist, dass ForscherInnen dabei auf zwei unterschiedliche Methodenverständnisse rekurrieren müssen, die sich auf unterschiedliche, zum Teil zu einander widersprechende Qualitätsstandards beziehen. Eine Fokusgruppe, die aus wissenschaftlicher Sicht methodisch korrekt durchgeführt wurde, entspricht nicht automatisch den Qualitätsstandards von aktuellen Moderations- und Beratungsmethoden und umgekehrt.

2.2.1 Einsatz von qualitativen und/oder quantitativen Methoden?

Vom Forschungszugang her bietet sich grundsätzlich der Einsatz qualitativer Erhebungsmethoden (etwa Flick, 2000, Lamnek 1993a,b) in der transdisziplinären Forschung an. Es besteht eine unübersehbare Nähe im Wissenschaftsselbstverständnis: Qualitative Methoden passen mit ihrer Dialog- und Reflexionsorientierung, ihrem Widerwillen, Versuchspersonen in von außen vorgegebene Kategorien zu pressen, und ihrer Bereitschaft, stattdessen die Kategorien aus den Äußerungen der GesprächspartnerInnen heraus zu entwickeln, gut zum

transdisziplinären Selbstverständnis. Insbesondere interaktive, qualitative Gruppensettings, etwa im Rahmen von Gruppendiskussionen, Fokusgruppen oder Auswertungs-Workshops korrespondieren mit transdisziplinären Grundmaximen.

Gleichzeitig können aber auch quantitative Methoden, wie Fragebögen, in transdisziplinären Forschungsprozessen sinnvoll platziert werden, solange diese mit qualitativen Methoden ergänzt werden, sie in dialogischen Settings entwickelt und abgestimmt werden, sowie v.a. solange deren Ergebnisse diskutiert und mit Erfahrungen aus dem Praxisfeld gekoppelt werden.

2.2.2 Der Interventionscharakter von Datenerhebung

Erhebungsschritte in sozialen Systemen sind keine neutralen Messvorgänge, die das zugrundeliegende System unbeeinflusst lassen, sondern stellen - zum Teil sehr kraftvolle - Interventionen in einem System dar (Zepke 2005). Ein Erhebungsschritt führt in der Praxis zu Reaktionen, wie Irritation, Neugierde, soziale Vergleiche etc. Wenn in einer Organisation ein Gruppeninterview durchgeführt wird, erfolgen eben Mutmaßungen, warum gerade diese Personen ausgewählt wurden, welche Intention mit dieser Befragung verknüpft wird, welche Konsequenzen daraus gezogen werden etc. Alleine die Auswahl der Fragestellung lässt Mutmaßungen darüber zu, welche Themenstellungen als relevant erachtet werden und welche nicht.

Damit braucht es neben den kommunikativen Fertigkeiten auf der Mikroebene menschlicher Interaktion auch ein Verständnis über die Funktionsweise sozialer Systeme und insbesondere, wie sie auf Interventionen von außen reagieren, um sicherzustellen, dass die Erhebung vor Ort nicht stört und unbeabsichtigt belästigt – und damit zu verfälschten Ergebnissen führt. Damit wird die Möglichkeit geschaffen, dass der Interventionsimpuls im Feld nützlich ist – möglicherweise auch im Sinne einer konstruktiven Irritation.

2.3 Settings für Diskurse zwischen ForscherInnen mit unterschiedlichen disziplinären Hintergründen

Eine zusätzliche Herausforderung der inter- und transdisziplinären Forschung besteht darin, dass einzelne Disziplinen unterschiedliche Methodologien haben, die im eigenen Selbstverständnis als allgemeingültig angesehen werden. Damit stellen Kommunikationsräume für die beteiligten WissenschaftlerInnen, in denen Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen verschiedenen disziplinären Methodologien sichtbar und nutzbar gemacht werden können, einen weiteren wesentlichen Kommunikationsort dar.

Neben dem disziplinenübergreifenden Austausch gilt es, im Forschungsteam die Resonanzen des Feldkontakts inter- und supervisorisch auszuleuchten: Die Erfahrungen und Empfindungen der ForscherInnen bilden eine wichtige Grundbasis für erste Hypothesen. Vorhypothesen, Empfindungen, Sympathien, Ängste und Identifikationen mit einzelnen Perspektiven durch die WissenschaftlerInnen finden in Forschungsprojekten immer statt (Devereux, 1984). Entscheidend ist nun aber vielmehr, diese Empfindungen zu reflektieren, transparent zu machen und zu nutzen, anstatt sie zu verleugnen und sich damit u.U. erst recht von ihnen auf einer unbewussten Ebene treiben zu lassen. Damit stellen Gegenübertragungsphänomene und die kritische Beobachtung eigener Reaktionen ein zentrales empirisches Material der transdisziplinären Forschung dar. Um dabei die eigenen Muster konstruktiv nutzen zu können, sind ein systematischer Austausch mit KollegInnen und gelegentliche supervisorische Sequenzen von großer Bedeutung. Durch externe moderierende Begleitung oder auch durch kontinuierliche Supervision von transdisziplinären Forschungsteams ist es möglich, unvermeidlich auftretende Konflikte und Spannungen frühzeitig zu erkennen und nach Möglichkeit aufzulösen. Gleichzeitig wird herausgearbeitet, welche Konflikte aus der spezifischen Gruppendynamik des Teams resultieren, und welche dagegen Resonanzen oder Widerspielungsphänomene, die aus dem Praxisfeld ins Forschungsteam importiert wurden, darstellen. Damit können soziale Phänomene und Emotionen in Forschungsteam zu einer wesentlichen Erkenntnisquelle werden.

Dafür bieten sich etwa extern moderierte Reflexionsworkshops für ForscherInnen (vgl. Zepke 2007) an. Dabei ist es wesentlich, ein Aussteigen aus dem operativen Druck des Arbeitsalltags sicherzustellen,

eine Verlangsamung, die es ermöglicht implizite Grundannahmen und vermeintlich Selbstverständliches in Frage zu stellen. Die Reflexionsworkshops sind als ein Aussteigen aus der Forschungsroutine angelegt, die ein Ausleuchten von „blinden Flecken“ im Forschungsprozess ermöglichen und gleichzeitig der grundsätzlichen Theoriegenerierung dienen. Dabei werden sowohl Erkenntnisse, die bei der Forschungsarbeit im Feld gewonnen wurden, ausgetauscht, ausdifferenziert und weiterentwickelt als auch der Forschungsprozess selbst reflektiert und gemeinsam nachgezeichnet, welche Phänomene, Herausforderungen aber auch Unsicherheiten und Irritationen den WissenschaftlerInnen in der Arbeit begegnet sind. Um diesen Prozess zu ermöglichen, ist es wichtig, einen geschützten Rahmen einzurichten, durch den gewährleistet ist, dass auch emotionale Phänomene im Erkenntnisprozess benannt und damit bearbeitbar gemacht wurden.

3. BILANZ

Lässt sich eine Besonderheit der Methodik in der Transdisziplinären Forschung nun ausmachen? Ja, sobald das Spannungsfeld zwischen Theorie und Praxis nicht zu eliminieren versucht, sondern im Gegenteil offensiv, methodisch gezielt und theoriegestützt bearbeitet wird, entsteht ein eigenes, höchst produktives Methodenselbstverständnis, das zwischen klassischer Forschungs- und sozialer Interventionsmethodik hin und her oszilliert. Dadurch geraten transdisziplinäre ForscherInnen aber auch in spezifische Widerspruchsfelder, die traditioneller disziplinärer Forschung fremd sind, da sie dafür begriffslos und blind ist.

Bortz, J. & Döring, N. (1995): Forschungsmethoden und Evaluation. Berlin: Springer

Devereux, G. (1984): Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften (Original 1973). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Doppler, K. & Lauterburg, Ch. (2000): Change Management. Den Unternehmenswandel gestalten (9. Auflage). Frankfurt/ Main; New York: Campus Verlag.

Heintel, P. (2006): Das Klagenfurter Prozessethische Beratungsmodell. In: Heintel, P., Krainer, L. & Ukowitz, M. (Hg.) (2006): Beratung und Ethik. Leutner (S. 196-243)

Königswieser, R. & Exner, A. (1998): Systemische Intervention. Architekturen und Designs für Berater und Veränderungsmanager. Stuttgart: Klett Cotta.

Krainer, L. (2006): Interventionsforschung – eine Methode der Prozessethik? In: Heintel, P., Krainer, L. & Ukowitz, M. (Hg.) (2006): Beratung und Ethik. Leutner (S. 91-119)

Küffer, Ch. (2001): Transdisziplinarität - der Begriff. Transdisziplinarität - der Begriff. <http://www.transdisciplinarity.ch/bibliographie/Transdis.html> (31.10.07)

Lamnek, S. (1993): Qualitative Sozialforschung. Band 1 Methodologie (2. Aufl.) München: Psychologie Verlags Union.

Lamnek, S. (1993): Qualitative Sozialforschung. Band 2 Methoden und Techniken (2. Aufl.) München: Psychologie Verlags Union

Lewin, K. (1948): Resolving social conflicts. New York. Harper and Brothers.

Luhmann, N. (2000): Organisation und Entscheidung. Wiesbaden: Opladen.

Mittelstrass, J. (2005): Methodische Transdisziplinarität. In Technikfolgenabschätzung. Theorie und Praxis. Nr. 2, 14. Jahrgang - Juni 2005, (S. 18-23)

Moser, H. (1975): Aktionsforschung als kritische Theorie der Sozialwissenschaften. München: Kösel

Trebesch, K. (2000): Organisationsentwicklung. Konzepte, Strategien, Fallstudien. Stuttgart: Klett Cotta

Willke, H. (1996): Systemtheorie I (2.Aufl.). Stuttgart: UTB.

Wimmer, R. (1991): Organisationsberatung – eine Wachstumsbranche ohne professionelles Selbstverständnis; Überlegungen zur

Weiterführung des Organisationsentwicklungsansatzes in Richtung systemischer Organisationsberatung. In: M. Hofmann (Hrsg.), Theorie und Praxis der Unternehmensberatung. Heidelberg: Physica-Verlag. (S. 45-136)

Zepke, G. (2005): Reflexionsarchitekturen. Evaluierung als Beitrag zum Organisationslernen. Heidelberg: Verlag für Systemische Forschung im Carl-Auer-Systeme Verlag

Zepke, G. (2007): Reflexionsworkshop - ein Instrument zur Metaanalyse von Forschungsprozessen. In: Reitinger, E. Heimerl, K. & Heller, A. (Hg.) 2007 Ethische Entscheidungen in der Altenbetreuug. Mit Betroffenen Wissen schaffen. Kursbuch palliative care 11/2007 (S.31-32)